

Helmut Mörchen

## Vergeblichkeit

Zum Dilemma zwischen dem Ruf nach intellektueller Einmischung und der  
Häme über politische Auftritte deutscher Schriftsteller und Künstler

Einleitungsvortrag

zum  
Münstereifeler Literaturgespräch „Literatur und Engagement“

26. September 2003

Das Verhältnis zwischen Dichtung und Wirklichkeit, Literatur und Realität beschäftigt Schreiber und Leser immer wieder neu. Formt Literatur die Welt oder bildet sie die außerliterarische Realität ab? Ich denke beides. Aber die Akzentsetzungen wechseln im Laufe der Geschichte. Den politisch eingreifenden Schriftsteller kennen wir eigentlich von den Anfängen schriftlicher Überlieferung her. Den die Machthaber verletzenden Spötter, den Missstände entlarvenden Satiriker. In der Neuzeit denken wir beim Stichwort Politische Dichtung vor allem an das 19. Jahrhundert mit dem jungen Deutschland und Heinrich Heine. Emil Zolas *J'accuse*, formuliert anlässlich der Dreyfues-Affäre, stößt die Tür zum 20. Jahrhundert auf. In den Diktaturen des hinter uns liegenden Säkulums erlebten wir noch einmal die Spannungen, die den Prozess des Schreibens begleiten, solange es Dichtung und Literatur gibt. Auf der einen Seite der die Macht kritisierende, durch Haft, Exilierung und Liquidierung bedrohte Dichter, auf der anderen Seite der sich der Zensur beugende, die Potentaten schonende oder gar die Macht besingende Höfling. Beispiele dieser beiden Grundrichtungen sind uns in Deutschland aus dem Dritten Reich und der DDR wohl bekannt.

Es gehört zu den Vorzügen der Bundesrepublik Deutschland, dass es in ihrer Geschichte zu extremen Ausschlägen in beiden Richtungen nicht gekommen ist. Es gab weder Verfolgung von Schriftstellern in wirklich existenzgefährdender Weise, noch wirkliche Bündnisse mit der Macht. Berühmtberüchtigt ist die immer wieder zitierte Schriftstellerbeschimpfung durch den damaligen Bundeskanzler Ludwig Erhardt als „Pinscher“ und die entsprechende Charakterisierung als „Ratten und Fliegengeschmeiß“ anderthalb Jahrzehnte später durch den Kanzlerkandidaten Franz-Josef Strauß. Bedroht oder wirklich gefährdet wurde durch diese Invektiven kein einziger Schriftsteller. Gänzlich daneben traf die noch frühere Charakterisierung der Gruppe 47 als Neuauflage der Reichsschrifttumskammer.

Und in der anderen Richtung ist zu notieren, dass Günter Grass Wahlkampfreden im Jahr 1965 kein Herrscherlob waren. Denn das von ihm angestimmte „Loblied auf Willy“ galt dem als uneheliches Kind und Exilanten diffamierten Herausforderer des Machtinhabers. Als die SPD dann ein Jahr nach der verlorenen Wahl 1966 in die große Koalition eintrat, hat Günter Grass diese mit Nachdruck bekämpft. Sein politischer Weg seit dem ist immer machtkritisch geblieben.

Aber eins ist für ihn typisch und das teilt er mit manchen Schriftstellern seiner Generation: die Lust zur öffentlichen politischen Äußerung außerhalb des poetischen Werkes. Wurzeln dieser Lust reichen in die Gründungszeit der Bundesrepublik unmittelbar nach Kriegsende 1945. Hans Werner Richter scharte um sich herum aus dem Krieg heimkehrende Schriftsteller, um gemeinsam mit ihnen den „Ruf“ – so hieß die dann bald verbotene legendäre Nachkriegszeit-schrift – nach einem von einem sozialistischen Humanismus geprägten vereinten Europa zu formulieren. Wir werden morgen von Sabine Cofalla mehr dazu hören. Ich will heute zur Einleitung den Weg von der sozialdemokratischen Wählerinitiative der 60er Jahre über die Staecksche Aktion für mehr Demokratie bis zum dann von mir näher beleuchteten Zusammenspiel von Politik und Literatur im Wahlkampfjahr 2002 konzentrieren.

Der Impuls zu dieser Initiative kam nicht aus der Partei, sondern wurde sogar anfangs wegen ihrer Unberechenbarkeit eher als störend empfunden. Die SPD Erich Ollenhauers hatte auf Künstler und Intellektuelle keine Anziehungskraft ausgeübt. Die berühmten rororo-Bundestagswahlkampf-Taschenbücher 1961 und 1965 – „Die Alternative oder brauchen wir eine neue Regierung?“ das erste, „Plädoyer für eine neue Regierung oder keine Alternative“ das zweite – enthielten keine Loblieder auf die SPD, sondern plädierten für den notwendigen Wechsel in den Ämtern, wobei die dafür unverzichtbare Oppositionspartei SPD nur als kleineres Übel in Kauf genommen wurde. Denn die Mehrzahl der Schriftsteller, Künstler und Intellektuellen hatte der SPD in den frühen 60er Jahren noch nicht das Godesberger Programm von 1959 mit dem damit verbundenen Abschied von sozialistischen Träumen verziehen. So wurde das Engagement der selbständigen Wählerinitiative von führenden Sozialdemokraten, an der Spitze Herbert Wehner, mit großer Skepsis beobachtet. Bei einer ersten Begegnung von Schriftstellern mit ihm in Bonn soll er sie angeschrien haben: „Geben Sie doch zu, sie haben etwas gegen mich!“ Karl Schiller war die damals entscheidend vermittelnde Persönlichkeit. Und es ist interessant, dass Willy Brandt in seinen 1989 erschienenen „Erinne-

rungen“ die Wahlkampfunterstützung durch Schriftsteller doch recht knapp und verhalten würdigt. Ich denke, dass das von vielen liebevoll gemalte und immer wieder restaurierte Bild von einer Romanze zwischen Sozialdemokraten und Schriftstellern wie Günter Grass während der 60er und 70er Jahre deutlicher Korrekturen bedarf. Nicht zuletzt deswegen, um scheinheiliger kulturpolitischer Larmoyanz konservativer Gegner entgegen zu arbeiten, die Missschlägen gestern und heute immer wieder ein etwas scheinheiliges „Ja aber damals in den Blütezeiten der SPD“ artikulieren.

Helmut Schmidt hat in seinen Mitte der 90er Jahre erschienenen Erinnerungen und Reflexionen „Weggefährten“ die Entwicklung sehr nüchtern und differenziert beschrieben. Auf der einen Seite beneidete er den Vorgänger Brandt um die Kontakte zur kulturellen Elite, bilanzierte aber deren langfristige Auswirkungen negativ. Die vor allem im Wahljahr 1972 erzeugte Euphorie durch diese Zusammenarbeit hätte Erwartungen geweckt, die enttäuscht werden mussten. Er habe das dann seit 1974 als Nachfolger ausbaden müssen. Böll und Grass hätten die einer solchen Euphorie notwendig folgende Ernüchterung mit einer ihn verletzenden Bitterkeit begleitet.

Aber auch schon vor dem Ende der Ära des Kanzlers Willy Brandt, in der Zeit der angeblich größten Nähe zwischen Sozialdemokratie und Intellektuellen prägte seitens der SPD kleinbürgerliche Unsicherheit den Umgang miteinander. Der damalige Kölner Intendant Hans-Günter Heyme hat in einem Nachruf auf Heiner Müller dankenswerter Weise eine Erinnerung aus den frühen 70er Jahren minutiös festgehalten. Im Kölner Schauspielhaus wurde damals seine Inszenierung des Heiner Müllerschen Macbeth mit großer Neugier erwartet:

*Die Bonner SPD-Prominenz versprach Besuch der Premiere. Für Brandt und Wehner und den Rest der Baracke wurde eine neue, erste Reihe gebaut. Dann las wohl jemand das Stück. Nächstens wurde die Reihe entfernt. Wiederum ward's wohl gelesen. Erneut die Reihe gebaut. Doch am Abend kam nur Frau Renger aus Bonn. Mit kleinem Begleitschutz saß sie vereinsamt in der zusätzlichen Reihe. Tiefer Abscheu für Müller und Heyme ergriff die SPD-liche Dame. So nahm sie kein Blatt vor den Mund und wünschte vor versammelter Mannschaft: nie mehr solches Theater zu sehen, nie mehr solche Sprache hören zu müssen. Von Ekel sichtlich ergriffen kündigte sie an, alles zu tun, um Müllerscher Un-Kunst für alle Zukunft das Geld zu entziehen.*

Die Sozialdemokratische Wählerinitiative bestand bis in die 90er Jahre hinein, hat aber während der Wahlkämpfe der 80er und frühen 90er Jahre keine hervorragende Rolle mehr gespielt. Seit dem Schmidt/Strauß-Wahlkampf im Jahre 1980 wurde sie praktisch von Klaus

Staecks „Aktion für mehr Demokratie“ abgelöst. Der Heidelberger Grafiker Klaus Staeck, ein hocheffektiver nimmer ermüdender, fast alterslos wirkender Einzelkämpfer ist der SPD gegenüber auf eine unnachahmliche Weise loyal. Sein Unterstützerkreis, zu dem auch ich gehöre, ist inzwischen grauhaarig. Die SPD hat nach Willy Brandt innerhalb von nur anderthalb Jahrzehnten fünf mal den Vorsitzenden gewechselt; unerschütterlich blieb dabei Klaus Staeck. Aus seinem Kreis kam Jürgen Flimm, der den Kanzlerkandidat Schröder im Jahr 1998 kulturpolitisch riet und den inzwischen schon vergessenen ersten Kulturminister Michael Naumann etablierte. Höhepunkt des kulturellen Wahlkampfs im Jahre 1998 war im August der 10. Ideentreff der Staeckschen Aktion für mehr Demokratie, bei dem das damalige Gespann Schröder/Lafontaine internationale Stars um sich scharen konnte: den französischen Kulturminister Jaques Lang, den Filmstar Ben Kingsley, den amerikanisch-jüdischen Autor Eli Wiesel in einer Soiree im BE, moderiert von Roger Willemsen. Wenn ich mich recht erinnere, konnten deutsche Autoren nur im „Vorprogramm“ nachmittags im Willy-Brandt-Parteihaus auftreten: Christoph Hein, der statt für Schröder zu plädieren, sich über die unwürdige Verabschiedung der russischen Truppen aus Berlin beklagte, und Peter Schneider, der sich in etwas peinlicher Weise an Oskar Lafontaine anbot. Wen interessierte, dass er mit dem damaligen Parteivorsitzenden die Nacht zuvor durchgezecht habe?! Bemerkenswert aber, dass ausgerechnet bei einem von dem ehemaligen Rowohlt-Verleger Michael Naumann mitinszenierten Wahlkampfespektakel die deutschen Dichter eigentlich keine Rolle spielten.

Das hatte, Ende der 90er Jahre, natürlich etwas mit den Paradigmenwechseln in der Medienlandschaft zu tun. Im mediengeschichtlichen Rückblick erweist sich der Rundfunk in den 50er Jahren als von den Schriftstellern selbst gestaltetes und ihr Werk förderndes Leitmedium, das mit dem Vormarsch des Fernsehens seit den 60er Jahren rapide an Bedeutung verlor. Für Politiker heute sind als Wahlkampfbegleiter nur noch ständig in den Bildmedien präsente Figuren interessant.

Bevor ich auf interessante Entwicklungen im Wahlkampfjahr 2002 ausführlicher eingehe möchte ich kurz an zwei missglückte Impulse während der 90er Jahre erinnern. Beide sind mit dem Namen des damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog verbunden. In einer Festrede zum 200. Geburtstag Heinrich Heines meinte das Staatsoberhaupt bei den heute lebenden Schriftstellern ätzende Kritik anmahnen zu müssen, denn „ohne kritischen Einspruch, ohne das Engagement unbequemer Denker verkümmert eine Gesellschaft“. Im gleichen Jahr berichtet Martin Walser, eingeladen zu einer Grünen-Klausurtagung am Bodensee, dass er von

Bundespräsident Roman Herzog einmal zum Essen eingeladen worden sei. Der Sinn des Gesprächs habe sich ihm erst vier Wochen später eröffnet. Der Referent Herzogs habe ihn angerufen und ihn gebeten, eine Einleitung zu einem Fotoband über Herzog zu schreiben. „Ja leck mich doch am Arsch“, habe er gedacht. Enttäushtes Resümee Walsers: Wenn Politiker sich für Schriftsteller interessierten, dann gehe es doch meistens nur um eine Pseudomitwirkung.

Zwei Jahre später hat Roman Herzogs Nachfolger, Bundespräsident Johannes Rau, bei seiner Ansprache zum Jubiläumskongress des Verbands Deutscher Schriftsteller in Köln eine bemerkenswert differenzierte Position bezogen. Ohne den Appell seines Vorgängers explizit zu zitieren, nimmt er ihn zurück und äußert einfühlsam Verständnis für die politische Zurückhaltung der meisten jüngeren Autoren:

*Müssen wir heute das Ende der engagierten Literatur feststellen? Und wenn ja: müssten wir das beklagen? [...] Vor dreißig Jahren, in der Gründungszeit des VS, waren die Möglichkeiten sehr begrenzt, für abweichende oder alternative Vorstellungen öffentlich zu werben. Das öffentliche Engagement von Schriftstellern half dabei, dass Meinungen und Ansichten von Minderheiten öffentlich wahrgenommen wurden. [...] Inzwischen verstehen junge Leute kaum noch, was wir einst mit dem Begriff der „Gegenöffentlichkeit“ gemeint haben. Heute fehlt es nicht so sehr an der Möglichkeit, bestimmte Auffassungen zu äußern. Heute fehlt es häufig an der Resonanz. Vieles verpufft oder geht unter. Anderes wird verdrängt oder beiseite geschoben. Wer sich als Schriftsteller zu aktuellen politischen Fragen äußert, der erlebt häufig, dass auch er nur dazu benutzt werden soll, die Zahl der O-Töne um einen sound-bite zu vermehren.*

Vor dem bisher skizzierten Hintergrund ist es hochinteressant auf die Entwicklungen während der letzten zwei Jahre zurückzublicken. Im Feuilleton der FAZ finden wir am 12.11.2001 folgende kurze Notiz:

#### *Im Kanzleramt*

##### *Intellektuelle bei Schröder und Schily*

*Am Samstagabend hat Bundeskanzler Gerhard Schröder deutsche Schriftsteller und Intellektuelle ins Kanzleramt eingeladen, um ein Gespräch über die Situation in Afghanistan, die bevorstehende Entsendung deutscher Truppen sowie die geplanten Maßnahmen zum Schutz der inneren Sicherheit zu führen. Zu den Teilnehmern im Kanzleramt gehörten Günter Grass, Martin Walser, Stefan Heym, Christa Wolf, Volker Braun, Walter Jens, Peter Sloterdijk, Volker Schlöndorff, Jürgen Flimm. Ferner nahm Bundesinnenminister Otto Schily an der mehrstündigen Gesprächsrunde teil. Der Lyriker und Dramatiker Volker Braun trug sein jüngstes Gedicht „Gestaltungseinfluß“ vor, das wir auf dieser Seite erstmals publizieren. Walter Jens sagte, die Runde sei „höflich, sachbezogen und Gott sei Dank kontrovers“ gewesen. Im übrigen wurde über den Inhalt der Gespräche, die in unregelmäßigen Abständen wiederholt werden sollen, Vertraulichkeit vereinbart.*

Das erwähnte Gedicht von Volker Braun ist in einem Kasten neben dieser Meldung abgedruckt, am gleichen Tag wendet sich der Bundeskanzler mit einem Handschreiben an Volker Braun, das drei Tage später faksimiliert im Feuilleton der FAZ der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt wird. Bei so viel Vertraulichkeit wundert's nicht, dass F.C. Delius im Tagesspiegel ausführlich über seine Einlassungen beim Kanzlergespräch berichtet.

*Was haben Sie dem Kanzler gesagt?*

*Nicht viel Neues nehme ich an. Ich neige nicht dazu, Gerhard Schröder zu unterschätzen. Noch weniger, mich zu überschätzen. Ein Schriftsteller, dem die große Geste und der große Ernst fern liegen, kann als geschulter Phantasie-Produzent höchstens dazu beitragen, eventuell vorhandene Phantasien und Illusionen zu minimieren. Mehr Kompetenz traute ich mir jedenfalls nicht zu im Kreis der Autoren, die den Bundeskanzler am Samstagabend vier Stunden lang kritisierten und mit Anregungen versorgten. „Sie sind dazu da, uns die Arbeit schwer zu machen“, meinte Schröder. (...) Allen Wortmeldungen hörte Schröder sehr genau zu, machte hin und wieder Notizen. Seine Bemerkungen darauf wirkten klug, durchdacht und von angenehmer Entschiedenheit.*

Vorab hatte der Tagesspiegel den Grund der Nichtöffentlichkeit und Vertraulichkeit erklärt: Der Bundeskanzler musste bei der Erörterung deutscher Beteiligung am Afghanistan-Krieg mit massivem Widerspruch der Gesprächsteilnehmer rechnen. Bei der von Manfred Bissinger und Jürgen Flimm mitorganisierten Runde ginge es darum an den dreißig Jahre zuvor von Willy Brandt begründeten Dialog zwischen Geist und Macht anzuknüpfen. Kein Wunder, so die Zeitung, dass dabei ein Veteranentreffen zustande komme, bei dem die Politiker die jüngsten der Runde seien.

Ermutigt vom Erfolg dieser ersten Wiederbegegnung zwischen Geist und Macht fanden im Jahr 2002 drei weitere Treffen in der Sky-Lobby des Kanzleramts statt. Etwas öffentlicher als das erste so ganz und gar geheime. Zugelassen waren jetzt Fotografen und Vertreter der schreibenden Zunft, ausgeschlossen blieben die Kameras der Fernsehanstalten. Die Idee für Lesungen im kleinen und feinen Kreise habe Günter Grass gehabt, der dann auch im Trio mit Christa Wolf und Emine Segvi Özdamar als erster lesen durfte. Wer das an sich schon schwierige Medium Autorenlesung kennt, weiß, dass die Lesung im Kollegenkreis ganz besonders schwer sein kann. Durs Grünbein, Volker Braun, Moritz Rinke, Lutz Rathenow, Carola Stern, Friedrich Dieckmann, Günter Gaus, Mario Adorf und Leander Haussmann führten die Gästeliste an. Ein Leckerbissen das ganze für die geladenen Feuilletonisten, denen es sichtlich Spaß machte, das Treffen mit mildem Spott zu kommentieren. Uwe Wittstock kritisierte Günter Grass und Christa Wolf, um Emine Segvi Özdamar dann umso deutlicher loben zu können:

*So blieb es Emine Sevgi Özdamar überlassen, an diesem Abend die Ehre der Dichtung zu retten. Sie las aus ihrem jüngsten Buch, einem Schelmenroman, der die Geschichte einer türkischen Schauspielerin erzählt, die als Arbeiterin nach Deutschland kommt. Nichts hat Özdamar politisch geschönt, die neue Heimat ihrer Heldin nicht als Paradies gezeichnet. Aber die gab ihren Figuren Leben, Witz und Temperament mit, statt nur Gesinnungen.*

Helmut Böttiger ergötzte sich an szenischen Ereignissen:

*Was aber mag im Kanzler vorgegangen sein, als Grass das Pult verließ und sein Rotweinglas, an dem er zu Beginn der Lesung mit einer leichten Verbeugung genippt hatte, auf dem eigens dafür herbeigeschafften Beistellstühlchen vergaß? Während zwei uniformierte Bedienstete das Pult wegschafften und ein Lesetischchen für die folgenden Damen bereitstellten, erhob sich der Kanzler, ging gemessenen Schrittes zum verlassenen Rotweinglas und trug es Grass, der sich anschickte, vier fünf Treppenstufen darüber Platz zu nehmen, nach. Über diese Szene mögen alle nachdenken, die einem Paradigmenwechsel im Verhältnis zwischen Geist und Macht nachspüren und dabei zu keinem Ende kommen. Der Kanzler kehrte, die Augen niedergeschlagen, ebenso gemessenen Schrittes an seinen Platz zurück.*

Der Platz, den Gerhard Schröder für die Rotweinglasgeste verließ, hat Böttiger ebenfalls präzise beschrieben ein Filzpölsterchen auf den Stufen der Sky-Lobby mitten unterm Volk. „Das hieß hier: zwischen Mario Adorf und Moritz Rinke“: Der Letztere hat die Zeit-Kolumne „Dichter dran“ so wörtlich wie wohl vor und nach ihm keiner in Angriff genommen:

#### *Schröder und die D-Frage*

*In der Regel ist es ja so, dass der Mensch riecht. Und dass Menschen sich riechen. Wir machen das mit unserem Riechfeld, das sich in der Nasehöhle befindet und 1,5 Millionen Riechzellen besitzt, die beim Menschen Folgendes riechen: Wasserdampf, Kohlendioxid, Flüchtliges durch Haut und Talgdrüsen. Grundsätzlich, sagt man, rieche der Mensch im Zusammenspiel von Dampf, Drüsen, Deos und Textil. Neulich war ich im Bundeskanzleramt bei einer Lesung, saß in unmittelbarer Nähe des Bundeskanzlers auf einem Kissen, und Christa Wolf las einen Text, der mich leider überhaupt nicht interessierte, sodass ich anfang, am Kanzler zu riechen. Ich gebe zu, ich hatte schon vorher bei den „November“-Sonetten von Günter Grass damit angefangen. Einmal, bei einer Pointe von Günter Grass, beugte sich der Kanzler mit einem Ruck lachend vor, und ich hielt meine Nase in den Windzug, doch ich roch nichts. Dann wartete ich auf eine weitere Pointe von Grass, um mich vielleicht meinerseits vor Lachen in Richtung des Kanzlers zu beugen, aber es kam keine Pointe mehr. Bei der Lesung von Christa Wolf gab es überhaupt keine Pointen, sodass ich Rückenschmerzen vortäuschte und Dehnübungen machte. So stieß ich fast mit der Nase gegen den Kanzler, doch wieder nichts. Kein Dampf, keine Drüsen, keine Deos!*

*Tja, mittlerweile überlege ich, ob einer, den man Medienkanzler nennt, in der Wirklichkeit überhaupt echt ist? Also, ob meine Sinneswahrnehmung in dem Moment streikt, wo das ansonsten tägliche künstliche Bild behauptet, wirklich zu sein?*

*„Du, ich glaube“, habe ich einem Freund erklärt, „ich glaube, unser Kanzler ist in Wirklichkeit eine Attrappe! Was sagst du dazu?“ – „Quatsch!“, sagte er, „wie soll denn eine Attrappe an der richtigen Stelle bei Günter Grass lachen? Und wie, bitte, über Stammzellimport abstimmen?!“ Okay, ich weiß, dass eine Attrappe nicht über Stammzellimport abstimmen kann,*

*so weit sind wir Gott sei Dank noch nicht, ich behaupte aber trotzdem: Kein Wasserdampf, kein Kohlendioxid, keine Drüsen beim Kanzler!*

*„Du hättest dich beim Riechen irgendwie bis runter zu seinen Schuhen beugen müssen!“  
Nein! Die Schuhe, schwarze Budapester mit kleinen Lochmustern, hatte ich am Tag der Lesung sage und schreibe dreimal in Nahaufnahme gesehen, am deutlichsten im Tagesspiegel: der Kanzler mit dem Team Telekom, also die Beine vom Kanzler neben den Beinen von Jan Ullrich, Erik Zabel & Co.*

*„Weißt du“, sagte ich, „auch Schuhe, die man so oft abgebildet gesehen hat, die haben ihre außermediale Existenz verloren und riechen nicht mehr. Dies ist von nun an meine These über die Mediengesellschaft, basta! Ich freue mich aufs Fernsehduell, das ist das Leben!“ – „Und was hast du dann den ganzen Abend gemacht beim Kanzler?“, fragte der Freund. Was ganz Traumhaftes. Ich habe die neunjährige Enkelin von Günter Grass kennen gelernt. Sie hatte die ganze Zeit den Sonetten ihres Großvaters zugehört und auch beim Wolf-Text durchgehalten. Als ich sie frage, was man denn noch hätte lesen können, sagte sie: „Opa und danach Ronja Räubertochter!“ Außerdem roch sie nach Jasmin und Apfelshampoo.*

Das zweite Treffen im Kanzleramt war von den Gästen initiiert und fand wirklich im kleinsten Kreise ohne jeden journalistischen Tross statt. Angestoßen von den Berichten über das November-Treffen, über das ich ausführlich berichtet habe, hatte der Geschäftsführer der Berliner Projektgesellschaft Trial, Lutz Engelke dem Kanzler einen unter dem Titel „Enkel treffen Enkel“ einen Brief geschrieben. „Wir wollten klarstellen, dass es tatsächlich Enkel der Generation von Willy Brandt gibt, also Angehörige der sogenannten Generation Golf, die auch politische Fragen haben.“ Zu dem von Engelke zusammengestellten exklusiven Kreis nur 12 jüngerer Künstler und Intellektueller gehörten die Filmemacher Ester Gronenborn und Andres Veiel, die Schriftstellerin Judith Hermann, der Schriftsteller Wladimir Kaminer und die Fernsehmoderatorin Sandra Maischberger. Wiederum gab es die dialektische Spannung zwischen vereinbarter Vertraulichkeit und gezielter Indiskretion, diesmal aus dem Kreis der Teilnehmer. Dem Tagesspiegel gewährten Lutz Engelke und Andres Veiel ein ausführliches Interview. Andres Veiel bucht darin den Abend als Gewinn:

*Es gibt 2 Gründe, warum der Abend für mich nicht dem Prinzip gehorchte: der König empfängt seine Hofnarren. Erstens hat Schröder das Treffen mit uns, anders als das Treffen im November, nicht öffentlich gemacht. Er hat es nicht zur Repräsentation nach außen funktionalisiert. Zweitens war er so neugierig, dass er nicht die geplanten 2 Stunden, sondern 3 ½ Stunden diskutiert hat, in denen er immerhin nachdenklich wurde und nicht so klang wie bei der Bundespressekonferenz.*

In der gleichen Ausgabe des Tagesspiegels liest man's aus der Feder des zugegebenermaßen satirisch veranlagten Autors Wladimir Kaminer ganz anders:

*Mitten im Raum stand ein großer gedeckter Tisch. Nur der Kanzler war noch nicht da. „Er ist ein sehr beschäftigter Mensch und muss ständig wichtige Entscheidungen treffen“, erklärte*

*uns der Hausmeister. Wahrscheinlich gab es ein kleines Türchen oder eine geheime Treppe: Plötzlich stand der Bundeskanzler mitten im Raum. Wir gaben uns die Hände und gingen zu Tisch. Es gab Tomatensalat, Gulasch mit gekochten Kartoffeln und zum Nachtisch Vanille-Eis. Der Bundeskanzler erzählte von früher und dass die meisten Menschen gar nicht merken, wie viele gute Taten die Regierung vollbringt, weil sie sich immer nur auf die Fehler stürzen. Er sprach darüber, wie schwer es ist, mit einem Land wie Amerika eine einigermaßen vernünftige Außenpolitik zu entwickeln und dass die deutsche Presse völlig aus den Fugen geraten sei, seine Familie und er würden regelrecht verfolgt. Bei dem Umzug neulich in Hannover standen sie zu Hunderten da und wollten jedes Kanzlersofa fotografieren. Als Bundeskanzler hat man überhaupt kein Privatleben mehr, schimpfte er. „Denken Sie nicht manchmal, wo bin ich überhaupt?“ fragte eine junge Schriftstellerin. Der Bundeskanzler überlegte kurz. „Manchmal wundere ich mich schon, dass ich es so weit gebracht habe“, antwortete er, aß fleißig alles auf und trank den Wein.*

*„Na, dann wollen wir mal“, sagte er und stand auf. Wir gaben uns erneut die Hände, und dann löste sich der Kanzler hinter der Wand auf. Vier Stunden hatte unser Abendessen gedauert. Schlau sind wir daraus nicht geworden. „Bereits letzte Nacht habe ich von diesem Dinner schlecht geträumt,“ sagte eine Fernsehjournalistin. „Ich träumte, das Bundeskanzleramt wäre von Vampiren bewohnt, die uns bis zum letzten Tropfen das Blut aussaugen.“*

Die nicht eingeladene Frankfurter Allgemeine Zeitung hielt dieses Treffen für so wichtig, dass sie sich dazu durchrang aus zweiter Hand zu berichten:

*Jetzt hat sich Schröder den Zugang zur jüngeren Generation zwar nicht hart aber immerhin mit einer warmen Mahlzeit zu erarbeiten versucht. Es gab Tomatensalat und Gulasch, Kartoffeln und Vanille-Eis, alles wie bei Muttern. Dann wurde geplaudert, und die Jugend, sie war schwer enttäuscht: Im Tagesspiegel erzählen der Filmemacher Andres Veiel, der Schriftsteller Wladimir Kaminer, der Kanzler habe an dem Abend alle Widersprüche aufgesaugt wie ein Schwamm. Jede beunruhigende Frage sei von „Schröders Airbag gedämpft“ worden, so dass es nicht möglich gewesen sei, irgendwie an ihm „zu rütteln“. Es wird eng für den Kanzler: erst brechen ihm Willys willige Helfer weg, jetzt wendet sich auch noch die Jugend von ihm ab.*

Die letzte Veranstaltung im Kanzleramt war ganz eindeutig die gelungenste, eine szenische Lesung des Theaterstücks „Republik Vineta“ von Moritz Rinke, dem Dichter, der wie vorhin zitiert, den Kanzler nicht gerochen hatte. Ich habe das Stück in einer Bonner Inszenierung gesehen und denke, dass es sich vorzüglich für eine solche Präsentation im Rahmen der Macht geeignet hat. Denn Moritz Rinke beschreibt die gezielte Isolation von handlungswütigen Menschen, die man an ihrem Tun hindern muss, eine aktualisierende Variante der Physiker von Dürrenmatt. Ein Stück über die Sinnlosigkeit und Gefährlichkeit politischer und technischer Utopien.

Die Veranstaltung mit Moritz Rinke kann vielleicht in der Presse nicht zuletzt auch deswegen gut weg, weil sie unmittelbar einer recht desaströsen Begegnung des Kanzlers mit Schriftstellern außerhalb des Amtes in größerer Öffentlichkeit im Haus der Berliner Festspiele folgte.

Der Bühnenauftritt Schröders mit seinen Generationengenossen Hans Christoph Buch und Peter Schneider schloss eine gut besuchte Veranstaltungsreihe „Schriftsteller treffen Politiker“ ab. Die Lesung und die anschließende Diskussion hier zu referieren und zu kommentieren, möchte ich mir ersparen. Quer durch die Blätter der Bundesrepublik erscheinen die Schriftsteller als Verlierer neben einem im Vergleich zu ihnen souveränen Kanzler. Die Berliner Zeitung bezeichnet Buch und Schneider als „Kanzler-Groupies“ aus der versprochenen Begegnung zwischen Literatur und Politik wurde nichts. Die sich selbst als Intellektuelle einfühlenden Autoren Peter Schneider und Hans Christoph Buch gaben den Intellekt ab und himmelten den Kanzler an.“ Der kurze Bericht von Robin Detje in der Süddeutschen Zeitung ist überschrieben „Die Untertanen. Wie der Kanzler Peter Schneider und Hans-Christoph Buch segnete“.

Zum Abschluss möchte ich am Beispiel einer Artikelserie in der Frankfurter Rundschau zeigen, wie man unter Wahrung von Distanz mit Distanzlosigkeit spielen kann. Die von Jochen Schimmang im Wahljahr 2002 in lockerer Folge veröffentlichten Kolumnen „Schröder und ich“ leben nicht von der persönlichen Begegnung. Die Rotweinglas-Übergabe an Günter Grass, ein vergleichbares Wasserglas-Weiterreichen unter allgemeinem Beifall an Peter Schneider, Kaminers ausdrückliches Daraufhinweisen, dass Schröder seinen Gulaschteller komplett geleert habe – solche forcierten Beobachtungen sind Ausdruck, wie problematisch konkrete Nähe sein kann. Eine, in meinen Augen rhetorisch geniale Abwehr hat Moritz Rinke in seiner Kolumne „Dichter dran“ geleistet. Einen anderen, ebenso überzeugenden Weg hat Jochen Schimmang gewählt.

Ein Jahr vor der Bundestagswahl 2002 vereinbarte der Schriftsteller Jochen Schimmang mit der Feuilleton-Redaktion der Frankfurter Rundschau eine Kolumne, die in der redaktionellen Vorbemerkung vor dem ersten Text in folgender Weise angekündigt wurde:

*In regelmäßigen Abständen unterzieht der Schriftsteller Jochen Schimmang in dieser Kolumne das Kanzlertier einer zoologischen Beobachtung, damit nachher niemand sagen kann, man habe von nichts gewusst.*

Eine kuriose Einführung, die scheinbar offen lässt, wo die Redaktion der FR steht. Sie überlässt es Schimmang, Position zu beziehen. In allen mir zur Verfügung stehenden sieben Kolumnen – ich weiß nicht, ob noch einige mehr erschienen sind – nimmt Jochen Schimmang

sehr sorgfältig differenzierend Partei. Durch alle Texte zieht sich der Gedanke, dass ihm ein auf dem Boden der Realität stehender Pragmatiker lieber als ein künftiges Heil verkündender Visionär ist. So begrüßt er im ersten Statement, erschienen im Dezember 2001, im Rückblick die vier Jahre zurückliegende Entscheidung der SPD für Schröder und nicht für Lafontaine. Das Ja zu Schröder bedeutet, wie die zweite Kolumne zeigt, keineswegs ein unkritisches Verhältnis zum Bundeskanzler. So bedauert er im Februar 2002 das Abtauchen Schröders, der zu den zu lösenden innen und außenpolitischen Problemen schweigt. Er versucht dies mit Taktik zu erklären und formuliert am Schluss seiner Glosse seine Hoffnung in folgender Weise: „Derweil sitzt Schröder als Deichgraf im Amt und wartet und rechnet: Wir schreiben Februar, gewählt wird im September.“

Fast prophetisch der nächste Satz Schimmangs, wenn man von heute aus ja nun weiß, das im Februar kein Mensch von den Hochwasserereignissen des Augusts etwas wissen konnte. „Bis dahin, so hofft er, wird es noch Anlässe geben, aus dem Schatten wieder herauszutreten, reichlich erfrischt für den Endspurt.“

In der März-Kolumne kommentiert Schimmang die auch hier eben besprochene Kanzlerbegegnung mit Peter Schneider und Hans-Christoph Buch. Bei der Erörterung des ja immer wieder diskutierten Verhältnisses zwischen Geist und Macht nimmt Schimmang zum ersten mal in deutlicher Weise Partei für den Kanzler:

*Aus einer Begegnung mit den beiden Medienkaspern Schneider und Buch kann der Kanzler eigentlich nur als Ausbund von Integrität und Echtheit hervorgehen. [...] Es ist nicht Schröder, der sich bei der beliebten Begegnung von „Geist und Macht“ lächerlich macht. Anfangs, als man ihn noch nicht kannte, war das zu befürchten. Inzwischen wissen wir, dass er die väterliche Rolle mühelos ausfüllt. Denn das ist es offensichtlich, was deutsche Geistesmenschen bei der Begegnung mit der Macht sich am meisten wünschen: einen Vater zu finden.*

Sehr differenziert unterscheidet Schimmang in seiner Mai-Kolumne zwischen seinem Ja zur Absage an Charisma und seinem deutlichen Nein zum Verzicht auf Programm. Er habe Schröder 1998 gerade wegen seiner „Normalität“ gewählt.

*Nicht nur der Mangel an Visionen hat mich überzeugt (Rauschmittel haben wir schließlich genug), sondern auch, bei aller Durchsetzungskraft und deutlichen Präsenz, das fehlende Charisma. Meine Brockhaus-CD-Rom definiert Charisma als „eine als nicht alltäglich, übernatürlich geltende Eigenart eines Menschen, um derentwillen er als übermenschlich gottgesandt, vorbildlich deshalb als Autorität oder Führerpersönlichkeit gesehen wird.“ Um Gottes Willen, Schröder als Gottgesandter: Nein. Charisma scheint mir etwas furchtbar undemokra-*

*tisches zu sein, dass man vielleicht in solchen Arenen wie zum Beispiel dem Literaturbetrieb goutieren kann, nicht aber in der Politik.*

Wenn sich Normalität aber beschränke auf „einen guten Job machen“, so reiche das als Programm nicht aus. Zum ersten Mal relativiert Schimmang Kritik an Schröder mit dem Hinweis, dass sein Gegenkandidat Stoiber auch nicht mehr zu bieten habe. Im Juni greift Schimmang Stoiber als „Klassenprimus“ an, der „die Drohung verkörpert, uns zu einem Volk glücklicher bayerischer Abiturienten zu machen.“ Zum Schluss dieser Glosse formuliert Schimmang zum ersten mal seine Sorge, dass es Schröder nicht schaffen könne. Mit dem Hinweis dass in Frankreich der „gute König Henry IV“ auch nicht nur 4 Jahre regiert habe, verbindet Schimmang die Hoffnung, dass „der gebrochene, differenzierte Kanzler, der Schröder jetzt zu werden scheint, das Angefangene zur Reife bringen“ könne. Nach Dingen, die heute schon fast vergessen sind, der Telekom-Krise und der Scharping-Entlassung, empfindet Schimmang „fast schon Trauer“ so die Überschrift seiner Juli-Kolumne, weil er Schröders Stern im Sinkflug sieht. Deshalb ein deutliches Aufatmen, ein Stosseufzer der Erleichterung in der letzten nach dem Wahltag erschienenen Glosse: „Deshalb kann ich den Kanzler beruhigt in seine zweite Amtszeit entlassen und will mich in Zukunft da nicht mehr einmischen.“ Engagement und Distanz prägen Schimmangs Einstellung zu Politik und Macht. Seine Parteinahme, sein eingreifendes Schreiben ist verabredet und zeitlich begrenzt. Er will weder Dauerbegleiter eines Kanzlers sein, noch Politikberater einer Partei oder Regierung. Den engagierten Spät-68er nervt das „periodisch wiederkehrende Klagen über das angebliche Schweigen der Intellektuellen“. Noch viel mehr als die Schriftsteller hätte sich die Medienlandschaft um sie herum verändert. Während in den Jugendzeiten Heinrich Bölls und Günter Grass’ „die Literatur das Leitmedium“ gewesen sei, zähle heute die Präsenz im Fernsehen und im Internet. Schimmang kommentiert dies gelassen:

*Für die heutigen Schriftsteller bedeutet diese Entwicklung eher eine Befreiung als eine Abwertung. Sie erlaubt es ihnen, ihrem Beruf nachzugehen und Bücher zu schreiben. Aus den besten von ihnen kann man noch eine Menge über den Zustand unserer Gesellschaft lernen. Vorausgesetzt, man versteht zu lesen und möchte nicht nur eine griffige Meinung präsentiert bekommen. Die überlassen wir gern anderen.*

Ich weiß, dass Jüngere wie Norbert Niemann sich nun ihrerseits ganz besonders mit der Situation des Schriftstellers in der von Bildern dominierten Medienlandschaft auseinandersetzen, und hoffe sehr, dass die nun folgende Diskussion heute Abend und während der beiden nächsten Tage an diesen einleitenden Rückblick zukunftsbezogen anknüpfen kann.